

Die Matura-Arbeit

Autor(en): **Cuonz, Romano**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **155 (2014)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1030076>

Nutzungsbedingungen

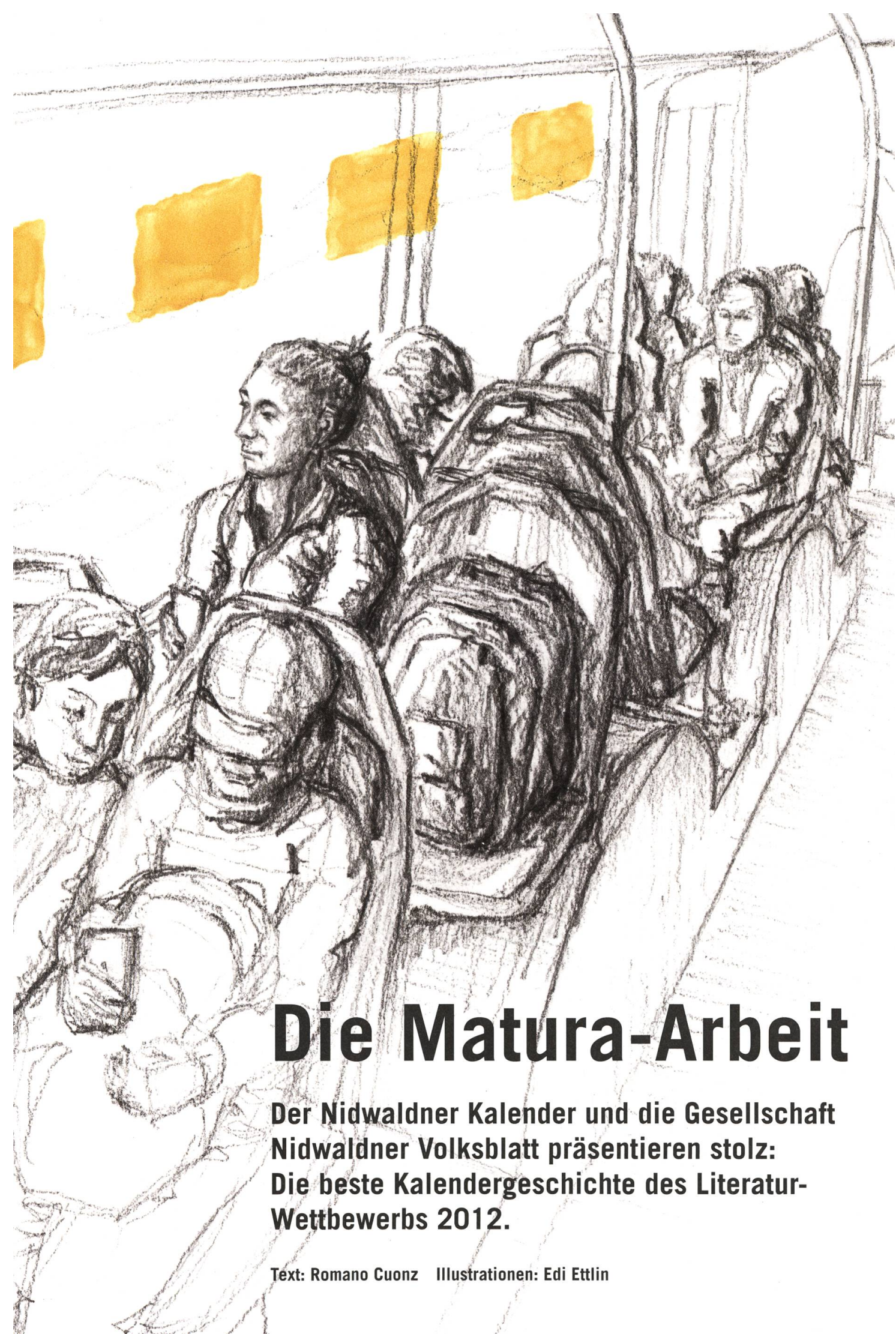
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Matura-Arbeit

**Der Nidwaldner Kalender und die Gesellschaft
Nidwaldner Volksblatt präsentieren stolz:
Die beste Kalendergeschichte des Literatur-
Wettbewerbs 2012.**

Text: Romano Cuonz Illustrationen: Edi Ettlín

Es war am Tag, an dem der FC Luzern die Entlassung von Trainer Ryszard Komornicki per sofort bekannt gab und in der Champions League Bayern München zuhause gegen Juventus Turin antrat. In der Stanser Ilge-Bar sassen junge Leute auf metallbeinernen Hockern. Einige schauten auf die Grossbildschirme; andere starrten durch den Dunst von Zigarettenrauch in den Spiegel hinter dem Schanktisch. Jemand hatte rote Lippen aufs Glas gemalt. Daneben hiess es in weissen Lettern: Kiss Hasi Hit 10.–! Hinter der Theke waren in pedantischer Ordnung Spirituosenflaschen aufgereiht: Trojka-Vodka green, blue, purple, caramel, black. In Gläsern brannten Kerzen, die sollten wohl für Stimmung sorgen, zwischen Aschenbechern lagen zerlesene Tageszeitungen. Die meisten Barbesucher waren Schüler der oberen Kantonsschulklassen. Sie hatten über die Chancen des FC Luzern, sich mit einem neuen Trainer doch noch in der Super League zu halten, diskutiert. Auch hatten sie erörtert, ob die Drohungen des nordkoreanischen Machthabers Kim Jong Un ernst zu nehmen seien. Lisa beteiligte sich nicht am Gespräch. Plötzlich warf sie zusammenhanglos in die Runde:

«Wie findet ihr eigentlich die Neue? Die, die bei uns die 5. Klasse wiederholt?»

Alle schwiegen betreten. Schliesslich hatte Pit die erlösende Idee.

«Wisst ihr was! Jetzt brauche ich ein tüchtiges Klosterbräu!»

«Und ich ein Hoegaarden», stimmte Sina mit gequältem Lächeln bei.

Doch Lisa liess nicht locker. «A propos Hoegaarden!», nahm sie den Faden wieder auf, «ich habe Johanna noch nie in der Bar gesehen. Ist doch krank, oder?»

«Was geht uns die an?», schnarrte Marco genervt. Dann lenkte er die Aufmerksamkeit auf den Bildschirm. Im Studio diskutierte Matthias Hüppi mit Raphael Wicki und Gilbert Gress über Stärken und Schwächen der Bayern und über die Chance Xherdan Shaqiris dabei zu sein.

«Fussballexperte müsste man sein!», seufzte Pit. Marco nickte. «Habt ihr gehört, dass Fabian im Fernsehen und im Blick zitiert worden ist? Nur, weil er für seine Maturaarbeit Profis über Sinn und Unsinn von Trainerwechseln ausgequetscht hat!»

«Nackter Wahnsinn!», stimmte Marco bei. «Noch bevor er die Arbeit überhaupt abgegeben hat!»

«Redet bitte schön nicht von Maturaarbeiten», sagte Sina gelangweilt.

Für Lisa war dies das Stichwort. «Wisst ihr überhaupt, womit Johanna sich in der Maturaarbeit befasst?», fragte sie.

«Muss ich denn das wissen?», zischte Sina mit säuerlicher Miene.

Lisa überhörte den schnippischen Unterton. «Sie hat meine Grosseltern mit Fragen gelöchert», sagte sie. Habe Auskunft haben wollen über eine völlig verrückte Stanser Künstlerin. «Einfach irre!» «Und? Wahrscheinlich will sie auch Künstlerin werden», währte Pit.

«Zeichnen kann sie», pflichtete Marco bei, «das muss man einfach mal neidlos anerkennen.»

«Vielleicht sucht die Tussi ja ein Vorbild», höhnte Sina.

«Das ist ja das Problem», sagte Lisa, und ihre Stimme klang gequält. Die Künstlerin, mit der sich Johanna beschäftige, sei in einen Pfarrer verknallt gewesen. Als der sie sitzen gelassen habe, habe die Frau vor lauter Liebeskummer keinen Schritt mehr aus ihrem Haus gemacht. «Merkt ihr was?»

«Eine Love-Story ... wie aus einer TV-Serie», sagte Pit und küsste Sina mit theatralischer Gebärde.

Sina flötete: «Herz und Schmerz ... gibt es so was heute überhaupt noch?»

«Höchstens in Maturaarbeiten!», witzelte Marco.

Alle ausser Lisa lachten. «Ich finde es im Fall gar nicht lustig», sagte sie. «Über Johanna wissen wir sozusagen nichts. Höchstens, dass sie irgendwo auf einem Hügel wohnt. Hoch über Buochs. In einem Bauernhaus!»

«Gleich geht's los», unterbrach Marco das Gespräch und drehte sich auf dem Hocker um. Auf

den Grossbildschirmen waren beide Champions-League-Partien des Abends gleichzeitig zu sehen.

*

Johanna war ein Jahr älter als ihre Kameradinnen und Kameraden. Ihre ebenmässigen, aber eben doch schon markanten Gesichtszüge mochten es verraten. Wenn Johanna zur Schule ging, trug sie das schulterlange, aschblonde Haar meist zu einem Dutt gesteckt, ähnlich, wie es junge Trachtenmädchen tun. All dies hätte sie wohl noch reifer erscheinen lassen, wären da nicht auch noch listige Sommersprossen auf Stirn und Wangen gewesen. Und die wasserblauen Augen! Die zwinkerten schalkhaft, wenn Johanna einmal lächelte. Den andern aber fiel vor allem auf, wie ernsthaft und schweigsam die Neue in der Klasse war. Mittags kam sie oft später in die Mensa. An Gesprächen beteiligte sie sich höchst ungern. Fragen wich sie aus. Oft hatte sie eine Lektüre dabei. Wenn andere diskutierten oder auch nur blödelten, versteckte sie sich hinter den Buchdeckeln. Mit der Zeit bemühte sich kaum mehr jemand um Johanna. Die meisten nahmen an, dass es die Schule war, welche ihr so grosse Mühe bereitete. Aber so war es nicht!

Anderthalb Jahre vor jenem Tag, an dem Bayern München Juventus Turin besiegt und damit eine weitere Hürde auf dem Weg zum Champions-League-Titel aus dem Weg geräumt hatte, war Johanna noch in ihrer alten Klasse. Die letzte Unterrichtsstunde – eine Zeichnungslektion – war eben aus. Johanna begab sich auf den Weg zum Stanser Bahnhof. Sie musste sich beeilen; der nächste Bus nach Buochs fuhr in fünf Minuten. Mit dem kleinen Schulsack am Rücken und ihrem viel zu grell bedruckten T-Shirt wirkte die Sechzehnjährige beinahe noch wie ein Kind. Wie Johanna sich den Bahngleisen näherte, sah sie in einer Seitenstrasse viele Menschen stehen. Es war ein milder Septemberabend. Auf einer hohen Mauer, die ein blaues Steinhaus mit hölzernen Fensterläden ge-

gen die Welt abschirmte, sass eine Frau. Sie trug ein schwarzweissgestreiftes Kleid und eine seltsame Mütze und spielte Akkordeon. Dazu sang sie. Johanna wurde neugierig. Sie schaute hin. Die Sängerin schien ihr Lied eben beenden zu wollen. Nach den Schlussakkorden rief sie laut und deutlich ins Publikum:

***Pflanze mich nicht in dein Herz,
ich wüchse zu schnell.***

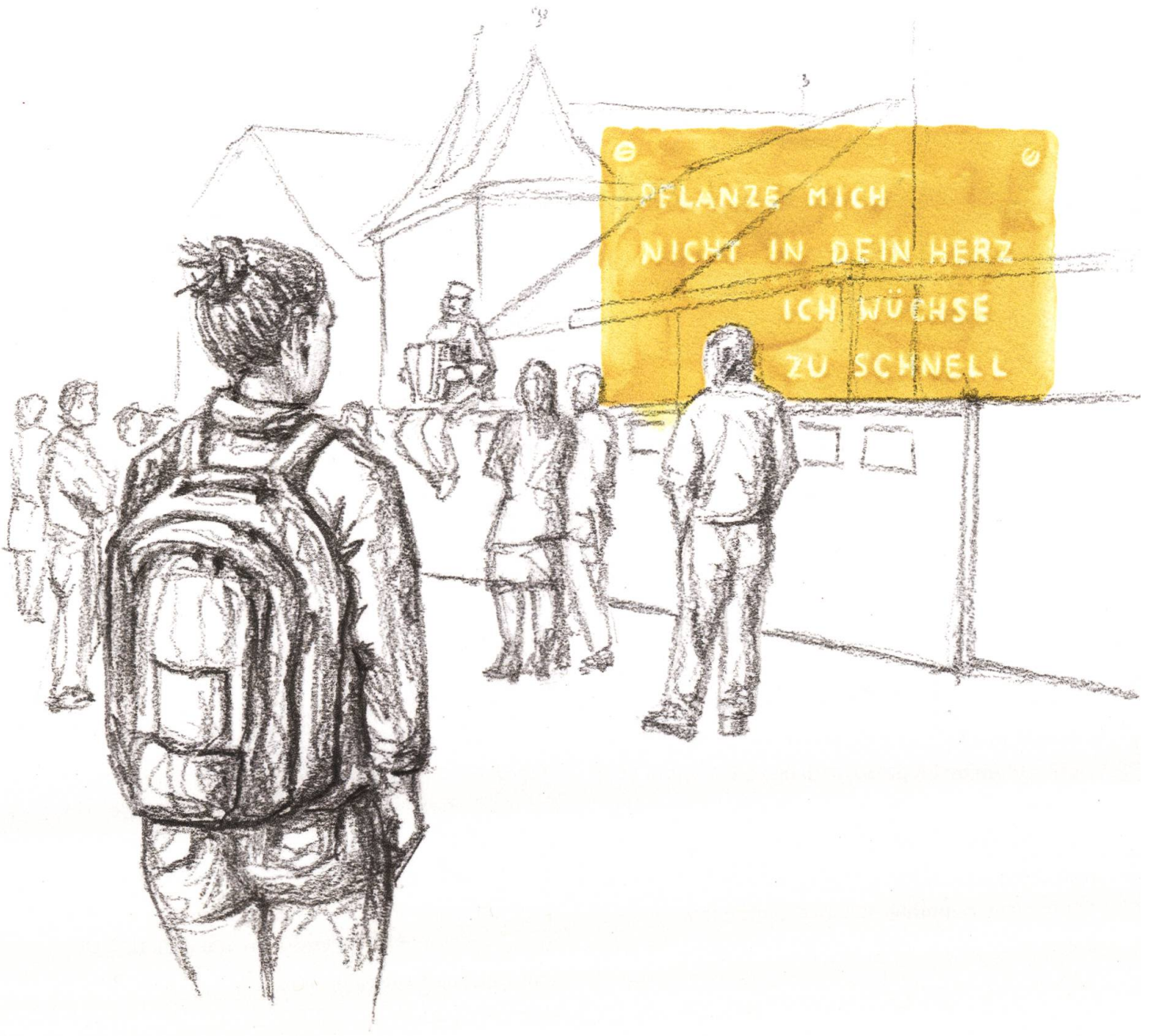
Seltsame Worte, dachte Johanna. Worte, die mich irgendwie berühren! Sie ging näher. Als sie bei den Leuten anlangte, trat ein Mann mit schlohweissem Haar ans Rednerpult. Johanna hörte, wie ihn der Moderator ankündete: «Klaus von Matt, ein Neffe der Künstlerin».

«Die Stanser Künstlerin Annemarie von Matt, welche solche Worte auf Zettel notiert hat, ist eine Querdenkerin gewesen», sagte der Mann. «Ja, sie hat ein Lebenswerk auf Zetteln hinterlassen. Da gibt es Aphorismen, Wortspiele, poetische Fragmente. Und eben immer auch Gedanken zu ihrer Befindlichkeit. Eine Zettelnotiz, welche all diese Komponenten vereint, möchte ich Ihnen, liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, nicht vorenthalten.» Und der Mann deklamierte:

***Sich nicht entschliessen
ist auch ein Entschluss.***

Wie wahr! überlegte Johanna. Und sie musste an ihr Problem denken. Wie oft sagte sie weder richtig Ja noch Nein. In der Schule. Und zuhause.

«Mit Worten kann man die Sätze der Künstlerin nicht erklären», hörte sie nun den Mann sagen. «Vielmehr muss dies jede und jeder für sich selber tun. Annemarie von Matt hat immer wieder aufgezeigt, wie Kunst der eigenen Befindlichkeit entsprechen und mit dem Wesen des Künstlers übereinstimmen sollte. Stets hat sie ihre Zeichnungen, Malereien, Worte und Sprüche aus der eigenen Umwelt geschöpft.» Am Schluss der Rede



schaute der Laudator auffordernd ins Publikum. Und nochmals zitierte er eine Zettelnotiz:

Freue mich, wenn ihr Einblick tuen werdet, eines Tages, in meine Unterwelt.

Johanna war es, als würde die Künstlerin sie ansprechen. Sie blieb lange am Eingang zur Gasse stehen. Wie die Reden vorüber waren und den Besuchern Wein und Orangensaft serviert wurde, wie die Leute mit dem Künstler Heini Gut auf das gelungene Werk anstießen, näherte sie sich den Tafeln. Dann las sie all die in Messing geschlagenen Worte. Sie staunte. Die Buchstaben schienen zu wanken, und die Silben tanzten von den

Zeilen. Als sie später im Postauto sass und nach Hause fuhr, musste sich Johanna eingestehen, dass vor allem eine Zettelnotiz der Künstlerin Annemarie von Matt sie begleitete.

Ich mag niene g'cho mid Alleisi.

Diese Worte gingen ihr nicht mehr aus dem Kopf. Ja, auch ich bin allein!, gestand sich Johanna ein. Die Dichterin hatte mit nur einer Zeile gesagt, was sie in der Schule tagtäglich fühlte, aber nicht auszudrücken vermochte. Noch mehr aber schmerzte Johanna, wenn sie erkannte, wie sie sich selbst zuhause mehr und mehr einsam fühlte. Im Gegensatz zu ihren Brüdern konnte sie mit

den Tieren auf dem elterlichen Hof wenig anfangen. Sie hasste den Gestank von Schweinen und Jauche. Düfte, welche auf dem Berg allgegenwärtig waren. Das Glotzen und Brüllen der Kühe, wenn sie gemolken werden wollten, ging ihr auf die Nerven. Genau wie der Mist, den sie schon als Kinder Tag für Tag wegfegen mussten. Morgens in der Frühe fütterte sie die Hühner, sammelte ihre Eier ein und trug sie ins Haus. Kam sie abends müde von der Schule heim, standen die gleichen Arbeiten schon wieder vor ihr. Tag für Tag. Jahraus, jahrein. Weit lieber ist mir Zeichnen oder Malen, dachte Johanna. An einem Bild arbeite ich zwar lange, überlegte sie. Ist es aber fertig, kann ich mit einem anderen, neuen beginnen.

In Gedanken verloren griff Johanna zur Zeichnungsmappe und entnahm ihr ein Aquarell. Sie hatte es erst vor kurzem fertiggestellt.

Durch den nebligen Dunst der Wasserfarben erkannte man Bauernland, das sanft zum bewaldeten Buochserhorn anstieg. Der Ännerberg! Hier war Johanna aufgewachsen. Auf ihrem Bild bot sie dem Auge alle nur möglichen Grüntöne: verwässertes Blassgrün, zartes Hellgrün, kräftigeres Olivgrün, Jägergrün, Smaragdgrün ... das Grün der Wiesen eben, in all seinen Varianten. Aus den Matten aber zündeten wie Fackeln Orange und Gelb: Die Blätter der Birn- und Apfelbäume hatten sich verfärbt, ihre Leuchtkraft wurde von Tag zu Tag stärker. Die bald strahlende, bald düstere Lichtmischung, die überlappenden Farbschichten und sanfte Übergänge in ungeahnte Tiefen verrieten natürliches Talent. Asphaltierte Fahrstrassen, verschlungene Fusswege, Strommasten mit neben- und übereinander gespannten Drähten, Zäune und Hecken teilten Johannas Bildlandschaft in zahllose Felder ein. Wie ein grosses Spielbrett mit verstreut gesetzten Bauten und Figuren darauf präsentierte sich der Ännerberg auf Johannas Aquarell: Bauernhäuser, Wirtschaftsgebäude, Ställe und Spycher waren nur angedeutet. Auch Kühe, Fahrzeuge und Menschen. Mitten ins Bild aber hatte die Malerin, wie

ein Juwel, die kleine Kapelle mit dem Glockentürmchen gesetzt.

Johanna legte das Bild wieder in die Mappe zurück und ging in den Garten. Dort hatte die Mutter neben Gemüse und Salat auch Blumen gepflanzt. Diese wuchsen am Rand der stufenförmig angelegten Beete. Jetzt, im Herbst, war der Garten besonders schön. Es gab da Astern, Chrysanthemen und Dahlien. Johanna bewunderte ihre kräftigen Farben. Und sie liebte ihre verschiedenen Düfte. Zu Beginn war das Parfüm der Blumen kräftig, ja fast aufdringlich. Je mehr die Blumen welkten, desto erdiger und flüchtiger wurde ihr Aroma, bis es, wenn die ersten Herbstwinde Blüten und Blätter wegputzten, ganz verflog. Johanna zeichnete gerne Blumen. Doch heute war etwas anders. Zwischen den Farben auf ihrem Blatt tauchten Worte auf. Worte der Dichterin:

Ich bin wie Seidenpapier – trotz all der schönen Farben leicht zerknitterbar.

Es kam Johanna vor, als wollte ihr die Dichterin die Augen öffnen. Nach und nach begann sie die Botschaft, welche Blumen ihr übermittelten, besser zu verstehen. Viele Monate verharrten diese zerbrechlich schönen Geschöpfe unter dem Boden. In einer Unterwelt, wie die Künstlerin das für Menschen verborgene, aber eben auch fruchtbare Dunkel genannt hatte. Kam dann die Zeit, entfalteten sie ihre Pracht. Explosiv und intensiv! Doch auch einmalig und kurz. War das nicht auch so, wenn sie zeichnend und malend auf vorerst leeren Blättern ihre eigenen Welten schuf? Johannas Stift glitt übers Papier. Doch heute war sie nicht bei der Sache. Ihre Augen folgten einem Falter, der vorübergaukelte, den Zaun überquerte und die Freiheit suchte. In irgendeiner blauen Ferne, über der weiten Wasserfläche des Vierwaldstättersees, welche von kleinen, silbernen Wellenkrönchen immer wieder aufgeköcht wurde. Eine Freiheit, die es in der umzäunten Gartenwelt nicht gab.



Das Schicksal der Künstlerin liess Johanna nicht mehr los. Sie ging ins Haus, setzte sich an den Laptop. Dann griff sie eins übers andere Mal in die Tastatur. Suchbegriff um Suchbegriff gab sie ein. Sie wollte die Frau besser kennenlernen. Jene Frau, die mit beunruhigenden Worten in ihre Welt eingedrungen war.

«Vor ihrer Heirat hiess die Künstlerin Annemarie Gunz», erfuhr Johanna, als sie auf eine Biographie stiess. «Sie war 1905 im luzernischen Root geboren worden und dort mit sechs Geschwistern aufgewachsen. Ihr Vater arbeitete als Bahnarbeiter. Die Mutter stammte von einem kleinen Bauernhof in der Luzerner Landschaft. Viel Geld besass die Familie Gunz zeitlebens nicht. Annemarie musste schon mit dreizehn Arbeit als Dienstmädchen annehmen. Vorerst betreute sie Kinder in St. Gallen. Später diente sie bei der vornehmen Familie Breuer von Breubach-Musy in Siders.» Fasziniert las Johanna, wie die Künstlerin selber sich an diese Zeit erinnerte: «Wenn die Hautevolee tafelte, bediente ich die Leute im Salon. Da war auch der Dichter Rainer Maria Rilke zu Gast. Er schrieb zu dieser Zeit im Walliser Schloss

Muzot für eine Frau die düster schönen (Sonette an Orpheus). Einfühlsam schöne Worte!» Johanna konnte sich gut vorstellen, wie die lebhaft junge Annemarie die Ohren spitzte. Sie war wohl schon damals von der Sprachkunst angetan. Als Künstlerin, las Johanna weiter, habe Annemarie von Matt sich an Rilke erinnert und Gedichte von ihm kunstvoll gestaltet. Johanna surfte weiter im Netz: «Das Dienstmädchen Annemarie wollte die französische Sprache verstehen und sprechen können», stand auf einer andern Seite. «Wohl deshalb arbeitete es später bei mehreren Familien in Genf. In einer Pension begegnete Annemarie dem Alpenmaler François Gos. In seinem Atelier hingen und standen Leinwände. Überall gab es Farbtöpfe und Paletten. Bei ihren Besuchen atmete Annemarie den Duft frischer Farben ein. Ein Duft, der sie fortan nicht mehr loslassen sollte.»

Johanna schaltete den Laptop aus. Ihre Blicke verloren sich im Schwarz des Bildschirms. Und plötzlich war der Zettelspruch der Dichterin wieder da:

***Ich bin wie Seidenpapier – trotz all der
schönen Farben leicht zerknitterbar.
(Ich brauche viel Seidenpapier, ganz viel.)***

Die Fussnote hatte sie vorerst gar nicht beachtet. Nun aber brachte sie Johanna erst recht ins Grübeln. «Für meine Eltern bin ich bestimmt nie pflegeleicht gewesen», sinnierte sie. Zwar hatte sie während all der Jahre in Haus und Stall mitgeholfen, wie man es von ihr erwartet hatte. Aber ihre Welt fand Johanna in Büchern. Seit sie lesen konnte. In der Schule war sie stets bei den Besten gewesen. Als dann die Lehrerin gegen Ende der Volksschulzeit vorschlug, «die Eltern sollten doch das zwar etwas stille, aber eben auch sehr talentierte Mädchen ins Kollegium nach Stans schicken», hatte der Vater bloss mit den Schultern gezuckt. Man habe nicht das Geld, um dem Mädchen ein Studium zu finanzieren, hatte er gesagt. Mädchen würden ja ohnehin heiraten und Kinder

kriegen. Doch für dieses eine Mal widersprach ihm die Mutter. Johanna hatte schweigend zugehört, während Lehrerin und Eltern diskutierten. Als man sie schliesslich fragte, ob sie denn überhaupt ins Gymnasium gehen wolle, hatte sie nur genickt. Ziemlich naiv war ich damals, überlegte Johanna. Stellte mir wohl vor, alles würde anders werden, wenn ich erst in Stans wäre. Am Kollegium! Ja, die Welt dort war anders. Aber nicht so, wie Johanna es sich vorgestellt hatte. Niemand hatte in Stans auf sie gewartet. Johanna verfügte über wenig Freizeit, war eher schweigsam und zurückhaltend. Da fiel es ihr schwer, Kontakte zu knüpfen. Ihre früheren Freundinnen aber waren in Lehrstellen und Berufsschulen. Sie gingen nun andere, eigene Wege. Johanna pendelte von Buochs nach Stans. An der Kantonsschule verbrachte sie ganze Arbeitstage. Die Leute aber, die ihr nahestanden, waren auf dem Ännerberg. Ich bin zwischen zwei Welten geraten, dachte Johanna. In eine Art Niemandsland.

Wie so oft, wenn sie vor sich selber die Flucht ergriff, steckte Johanna Kopfhörerstöpsel in die Ohren und begann Musik zu hören. Ihre Musik! Anders als die beiden Brüder, die laute, rockige Rhythmen liebten, zog Johanna eher ruhigere Klänge vor. Im Radio war eben ein Klavierkonzert von Mozart zu hören. Johanna blieb dabei. Versunken lauschte sie den bald sanften, bald temperamentvollen Tönen. Doch plötzlich schreckte sie auf. Erneut kam ihr ein Zettelspruch der Künstlerin in den Sinn. Sie hatte ihn heute am Hans-von-Matt-Weg gelesen:

***Das Radio ist mein liebstes
und treustes Vis-à-vis.***

Ich will begreifen, warum mich Annemarie von Matts Worte derart berühren, sagte sich Johanna. Will herausfinden, warum ich mich von der Frau so sehr angezogen fühle. Eine Möglichkeit war, dass sie sich in der anstehenden Maturaarbeit mit der Künstlerin befasste. Seit Monaten schon

befand sich Johanna auf der Suche nach einem Thema, welches ihr zusagte. Diese Frau – Johanna ahnte es mehr, als dass sie es wirklich wusste – konnte die Zäune aufbrechen, welche sie in ihrer engen Welt gefangen hielten. Und sie sagte sich: Bestimmt wird Annemarie von Matt mir für mein eigenes Zeichnen und Malen neue Horizonte erschliessen. Ja, sie würde an diesem Thema dran bleiben.

Am nächsten schulfreien Nachmittag begab sich Johanna zur Nidwaldner Kantonsbibliothek. Sie liebte diesen Ort. Wenn sie vor der gläsernen Eingangstür stand, öffnete sich ihr der Blick in ein magisches Land voller Geschichten, Zeitschriften, Sachbücher, Tonträger und Bilder. Hinter dem Empfangsbereich ragten Regale zur Decke, zwischen ihnen führten enge Gassen in die Tiefe des Raumes, auf den Gestellen türmten und reihten sich Bücher. Die Bücher drehen mir die Rücken zu, dachte Johanna bisweilen, und doch locken sie mich mit verheissungsvollen Titeln in die Welten zwischen ihren Deckeln.

Am Tisch, wo Bibliothekarinnen Ausleihen und Rückgaben registrierten, standen eine Frau und ein Kind. Die Frau diskutierte mit der Bibliothekarin über einen Roman, das Kind blätterte in einem Buch. Johanna schmunzelte: «Globi beim Fernsehen!»



Neben Johanna war ein Regal mit Büchern, welche die Bibliothekarinnen den Kunden empfahlen. Ihr stach ein Titel die Augen. «Die Einsamen.» Von Hakan Nesser. Gleich daneben stand ein neuer Bildband über Norwegen. Auf der Titelseite leuchtete in einsamer Weite die rotblaue Mitternachtssonne. Ganz unwillkürlich nahm Johanna das Buch zur Hand. Sie begann mit grossem Interesse den Cover-Text zu lesen:

«Norwegen ist für viele der Inbegriff grandioser Naturlandschaften in Europa. Hier gibt die Natur das Mass vor ...»

«Kann ich behilflich sein», hörte sie da die Bibliothekarin hinter sich fragen. Johanna legte das Buch auf den Tisch. «Das möchte ich dann auch mitnehmen», sagte sie. Dann erst begann sie ihr eigentliches Anliegen zu formulieren. Die Worte hatte sie sich im Voraus sorgfältig zurechtgelegt. «Für meine Maturaarbeit habe ich das Schwerpunktfach Bildnerisches Gestalten gewählt», sagte sie. Ihre Stimme klang zögerlich. Inzwischen filterte sich als Thema eine Art Auseinandersetzung mit dem Werk der Stanser Künstlerin Annemarie von Matt heraus. Sie habe nun im Internet gesehen, dass es zu dieser Frau Literatur



gebe, sagte sie und sah dabei die Bibliothekarin erwartungsvoll an.

Da gebe es mehrere Publikationen, sagte die Bibliothekarin und richtete ihre Aufmerksamkeit vorerst wieder auf den Computer. Als sie fand, wonach sie suchte, bedeutete sie Johanna, ihr zu folgen. Die Frau lief zwischen den Regalen hindurch, als gelte es einen Wettkampf gegen die Zeit zu gewinnen. Im hinteren Teil, dort wo die Dunkelheit der Regale wich und sich ein weiter, heller Raum mit Tischen und Stühlen auftat, blieb die Bibliothekarin vor einem der Regale stehen. Sie griff zielsicher drei Bücher heraus und gab sie der Gymnasiastin.

«Sie können sich gerne hinsetzen und ein bisschen darin blättern», sagte sie und lächelte Johanna aufmunternd zu. Dann trat sie den Rückzug an, durch die Büchergassen zu ihrem Computer. Das grösste der drei Bücher trug den Titel «Einblick in meine Unterwelt». Wieder diese Unterwelt! dachte Johanna. Dann klappte sie den Bildband auf. Ihre Augen blieben gleich auf der ersten Seite hängen. Da gab es, gegenüber den Titeln, formatfüllend eine schwarzweisse Fotografie. Darauf sah Johanna die Künstlerin Annemarie von Matt.

Sie trägt eine weisse Schürze. Auf dem Arm hält sie einen Farbkasten, in der Hand einen feinen Pinsel. Es scheint, als würde sie auf einem Gemälde vor sich eben letzte Korrekturen anbringen. Johanna musste unwillkürlich an sich und ihre eigenen Bilder denken. Dann schämte sie sich. Das Gemälde von Annemarie von Matt ist meisterhaft und von grosser Klarheit.

Es zeigt ein Mädchen mit langen blonden Zöpfen. Über dem Kind sieht man ein weisses Kätzchen. Johanna ahnte, dass auf der Fotografie nur ein kleiner Ausschnitt des grossflächigen Bildes zu sehen war. Sie entdeckte Entwürfe. Sie las, dass es sich um ein Wandgemälde handle, welches Annemarie von Matt 1940 – auf dem Höhepunkt ihrer Karriere – für das Konsum-Gebäude ihrer Heimatgemeinde Root gemalt hatte.

Das Gemälde stellt eine Idylle ländlichen Friedens dar. Hinter einem Spaltstock steht der Vater. Er saugt an seiner Pfeife und will wohl gerade eine Arbeitspause einlegen. Das blondhaarige Mädchen bringt ihm eine Karaffe mit Most. Im oberen Teil des Bildes sitzt vor dem Bauernhaus auf einer Bank die Mutter mit einem Kleinkind auf den Knien. Hinter ihr aber, in einem Bauerngarten, steht noch eine anmutige junge Frau. Diese Frau scheint an allen andern vorbei zu blicken, dachte Johanna, aus dem Bild hinaus, in irgend-eine Ferne.

Johanna schaute noch genauer hin. Die Ähnlichkeit zwischen dieser Frau und der Künstlerin auf der Fotografie war verblüffend. Als Annemarie von Matt das Wandbild gemalt hatte, zählte sie 35 Jahre. Sie war von zierlicher Gestalt und seltenem Liebreiz. Im gelockten Haar trug sie eine neckische schwarze Masche. Ihre Gesichtszüge hatten etwas Weiches, ja beinahe Kindliches. Den Fotografen schien sie nicht wahrzunehmen; ihr Blick war ganz und gar auf die Welt konzentriert, die sie in ihrem Wandbild schuf.

Johanna durchblätterte das Buch. Von Seite zu Seite. Sie staunte, wie verschieden die Bilder der Künstlerin waren. Bald fromm und ikonenhaft. Bald zärtlich und erotisch. Einmal abstrakt und avantgardistisch, dann wieder idyllisch, ja beinahe naiv.

Ähnlich turbulent verlief auch ihr Leben. Johanna vertiefte sich in die Lektüre. So sehr, dass sie alles um sich herum vergass.

«Als Annemarie Gunz zwanzigjährig war, verlangten ihre Eltern, dass sie aus Genf in die Deutschschweiz zurückkehrte. Das Künstlermilieu, so schien es ihnen, würde ihre Tochter gefährden. Doch auch in Luzern zog es die junge Frau hin zur Kunst. Sie half im Atelier einer drei Jahre älteren Goldschmiedin und Textilgestalterin aus. Dabei lernte sie verschiedene Techniken kennen, und bald schon begann sie, unter Anleitung der Lehrmeisterin, selber künstlerisch tätig zu sein. Mit ihrer eigenwilligen Art erregte Anne-

marie Aufmerksamkeit in der Luzerner Kulturszene. Im Umgang mit Künstlern und Architekten fand sie viel Anregung.»

Nach und nach schwante Johanna, wie gross der Kosmos war, den sie betrat, wenn sie sich auf die Spuren dieser Künstlerin begab. Doch auch Unstimmigkeiten und Gegensätze blieben ihr nicht verborgen.

«Während einem Fest, zu dem viele Künstlerinnen und Künstler gekommen waren, lernte Annemarie Gunz ihren späteren Mann kennen: den Stanser Bildhauer Hans von Matt. Die beiden wurden ein ungebundenes Paar, reisten miteinander an Ausstellungen und verbrachten aufregend schöne Stunden in der Berghütte «Wighus» auf dem Brünig. Als Annemarie den um sechs Jahre älteren Mann 1935 heiratete, trübte sich das Glück. Sie wurde Teil einer alteingesessenen, standesbewussten Stanser Familie. Auch wenn sie ihren Hans nach wie vor bewunderte und liebte: Was in seiner Familie Brauch und Ordnung war, bereitete der Frau Mühe. Ein geordnetes Eheleben passte nicht zu ihr. Und schon gar nicht Hausarbeit! Annemaries stärkster Trieb war der Hang zur Freiheit.»

Wie soll ich diese Frau begreifen, wie ihre Welt betreten, wenn ich nicht einmal mit meiner eigenen kleinen Welt klar komme?, überlegte Johanna. Sie seufzte, nahm die Bücher und ging zum Ausgang.

Ob die Bücher ihr bei ihrer Maturaarbeit weiterhelfen würden, fragte die Bibliothekarin. Johanna nickte und bedankte sich. Eigentlich wusste sie, dass es schwierig würde. Das Reglement verlangte von Maturanden eine selbständige Arbeit! Doch Johanna war entschlossen, das Risiko einzugehen.

Sie würde in die Unterwelt der Künstlerin, die so unterschiedliche Bilder gemalt und berührende Worte notiert hatte, eindringen. Und wieder war es eine Zettelnotiz der Künstlerin, die ausdrückte, was Johanna in diesem Moment der Entscheidung empfand:

**und:
mit dem Wissen
wächst die Unruhe.**

Wochen waren seither vergangen. Am Abend blieb es jetzt nicht mehr so lange hell. Als Johanna sich auf der Holzbank vor der Loreto-Kapelle niederliess, dämmerte es schon. Auf der Sonnenuhr an der Kirchenmauer war die Zeit stehen geblieben. Nur jetzt nicht zurückkriechen, gebot sich Johanna, und die Unruhe in ihr wuchs.

Sie betrachtete die mächtige Rosskastanie vor der Kapelle. Einen Augenblick war ihr, als wollte sie der Baum mit seinen weit ausladenden Ästen gegen die Welt abschirmen. Die Blätter der Kastanie färbten sich bereits gelb und braun. Auf dem Boden lagen erste stachelige Früchte.

Solange die Kinder vom Ännerberg noch nicht ins Dorf zur Schule gingen, spielten sie oft tagelang miteinander. Johanna erinnerte sich an jene Zeit: wie sie Kastanien aus den Hüllen geschält und dann in die braunen Leiber Streichhölzer gesteckt, Kühe, Kälber, Ziegen, Hunde und Pferde mit Beinen und Augen geschaffen hatten. Der Nachbarsbub Robert mimte stets den Bauern. Er gab die Befehle. Mit Robert war Johanna zusammen gewesen, soweit sie sich überhaupt zu erinnern vermochte. Als Spielgefährten waren sie miteinander gross geworden. Zusammen gingen sie in die gleiche Klasse. Wenn Robert die Hausaufgaben wieder einmal nicht gemacht hatte, musste ihm Johanna auf dem Schulweg ihr Heft ausleihen. Von der Zeit der kindlich harmlosen Spielereien im Heu bis zu den Tagen, in denen die Gefühle stärker und Spiele hitziger wurden, hatten sie sich nie aus den Augen verloren.

Robert hatte blonde Haare und einen gesunden, etwas rosigen Teint. Er war gross und breitschultrig, etwas grobschlächtig auch. Schon als Bub hatte Robert bei Raufereien auf dem Pausenplatz gerne seine Muskelkraft gezeigt. Das ist auch heute nicht anders, dachte Johanna. Wenn Robert irgendwo zupackte, war er alles andere als zim-

perlich. Johanna hatte immer geglaubt, sie würde Robert lieben. Er sieht gut aus, musste sie einräumen, und wenn es an einem Dorffest ums Bezahlen geht, gibt er sich gerne grosszügig. Und er ist ein guter Erzähler! Bringt andere mit immerfort neuen Witzen zum Lachen. In Johannas Familie war Robert deshalb stets willkommen. «Robert gehört schon zu uns», hatte der Vater ab und zu gescherzt. Und die Mutter erkundigte sich besorgt nach ihm, wenn Robert ein paar Tage nicht vorbei schaute. Als seien wir schon verheiratet!, entrüstete sich Johanna. Nach Roberts Meinung sollte sich daran niemals etwas ändern. Auch jetzt nicht, da er eine Käser-Lehre begonnen hatte und Johanna ins Gymnasium ging. Ärger stieg in Johanna auf.

In Roberts Familie, in ihrem grossen, schönen Haus hatte sie sich nie wohl oder willkommen gefühlt. Am Tisch wurde meist über Bauernpolitik und Geld geredet. Mit der Zeit verstand Johanna die Botschaft: Wir mit unserer Schweinemästerei und Käserei sind wohlhabende Leute. Ganz im Gegensatz zu euch! Aber du, Johanna, du bist uns schon recht. Du bist wie du bist! Für deine Herkunft kannst du ja nichts.

Nun sass Johanna beim kleinen Kirchlein. Als Kinder waren sie immer sogleich herbeigeeilt, wenn hier eine Hochzeit gefeiert wurde. Manchmal warfen ihnen die Brautleute Zuckerzeug zu. Einmal hatte Johanna Robert versprochen, sie würde ihn später heiraten. Nur, weil sie auch so ein schönes weisses Kleid und einen Schleier haben wollte! Seither trafen sich die beiden, wenn sie ungestört sein wollten, abends beim Kirchlein. Die Muttergottes auf dem Altar drückte dann oft beide Augen zu.

Auch heute hatte Johanna Robert gebeten herzukommen. Ich bewundere ihn noch immer, musste sie sich eingestehen. Und trotzdem: So nicht! Warum hörte sie Robert stundenlang zu, wenn er von seinen Schwingersiegen erzählte? Hatte er sie einmal gefragt, wie ihr Leben an der neuen Schule sei? Dass sie ohne ihn in Stans Kolleginnen

oder Kollegen treffen könnte, schien für Robert unvorstellbar. Er hat von meinem Leben Besitz ergriffen, sagte sich Johanna. Nein, die grosse Liebe konnte das nicht sein. Bisweilen ertappte sich Johanna dabei, wie sie neben Robert sass und gedankenverloren ins Leere blickte. Sich einen Freund vorstellte, dem sie alles, was sie bewegte, erzählen konnte.

Ja, es war an der Zeit Klarheit zu schaffen. Doch als Johanna Robert erblickte, sah, wie er auf dem Wiesenweg zur Kapelle herauf kam, hatte sie gleich wieder ein schlechtes Gewissen.

Robert setzte sich neben Johanna auf die Bank. Wie gewöhnlich, wollte er gleich seinen Arm um ihre Schultern legen. Doch diesmal wies Johanna ihn sachte zurück.

«Was ist denn los?», fragt Robert barsch.

Johanna zögerte. Sie nahm allen Mut zusammen. Doch als sie das, was sie für sich so oft formuliert hatte, sagen wollte, geriet sie ins Stottern.

«Ich weiss nicht recht ... wie soll ich es dir sagen ... also da ist diese Künstlerin ... diese Annemarie von Matt. Die wollte stets ihre Freiheit haben. Du musst wissen: In meiner Maturaarbeit werde ich über sie schreiben.»

Robert glotzte sie blöde an. Verstand überhaupt nicht mehr, was mit seiner Freundin los war.

«Vielleicht ist es», nahm Johanna einen neuen Anlauf, «weil ich noch nichts von der Welt gesehen habe.»

«Das hat doch noch lange Zeit!», lachte Robert erleichtert. Eben wollte er das Thema wechseln, von sich erzählen, da unterbrach ihn Johanna.

«Ich will von zu Hause weg», begann sie und verhaspelte sich beim Sprechen. «Ich will in die Welt hinaus ... möchte nach den Herbstferien in ein Austauschjahr gehen ... weit weg ... nach Norwegen!»

Robert war wie vom Blitz getroffen. «Norwegen? Spinnst du eigentlich? Warum Norwegen?»

Nun nahm Johanna aus einem Plastiksack das Norwegen-Buch, welches sie in der Bibliothek ausgeliehen hatte. Sie blätterte darin, zeigte ihm

Bild um Bild. «In Norwegen gibt es Fjorde und Seen, malerische Buchten, Inseln und felsige Schären», schwärmte Johanna. «Und der Norden ist das Land der Mitternachtssonne ...»

«Hör auf mit diesem Blödsinn!», herrschte Robert sie an. «Du kannst nicht einfach so weggehen!»

«Ich möchte ...», sagte Johanna, und ihre Stimme wurde zittrig. «Wir sollten ... einfach einmal ein wenig Abstand nehmen voneinander.»

Nun aber brachen alle Dämme. Robert vergass, wo sie waren. Warum sie ihm das erst jetzt sage, wo sie es doch sicher schon lange wisse, schrie er sie an. Und warum um Himmels willen Norwegen? Natürlich! Die Dame sei ja jetzt im Kollegium. Fühle sich wohl als etwas Besonderes. Da habe halt ein Käser und Schwinger wie er nichts mehr zu suchen! Dann begann er zu fluchen: «Verdammt nochmal ...!»

Er muss seiner Enttäuschung Luft machen, dachte Johanna, dann wird er schon wieder auf den Boden zurückkommen. Sie legte das Norwegen-Buch zurück in den Plastiksack und stand auf. Als sie Robert zum Abschied einen flüchtigen Kuss geben wollte, wehrte er klotzig ab. Er weinte und schrie. Johanna liess ihn allein und ging.

Später, als sie zuhause in ihrem Zimmer war, läutete das iPhone. Sie schaltete es aus. Zur Ruhe aber kam sie nicht. Robert liebt mich nicht, dachte sie. Er hat mich und meine Welt gar nie wahrgenommen. Und seine Eltern? Sie würden mit dem armen Robert Mitleid haben und mit vorwurfsvoller Stimme fragen, was sie sich denn eigentlich dabei denke.

Johanna versuchte die unangenehmen Gedanken zu verscheuchen. Auf ihrem Schreibtisch lagen noch immer mehrere Bücher über Annemarie von Matt. Sie nahm eines zur Hand. Suchte darin eine ganz bestimmte Stelle, die sie mit einem Merkzettel markiert hatte.

«Mehr und mehr empfand Annemarie von Matt ihre Ehe als Gefängnis», hiess es da. Johanna wusste, wie es weiter ging. Aber sie wollte diesen Abschnitt nochmals lesen. Ganz genau.



«Da kam es zu einer Begegnung, die ihr weiteres Leben verändern sollte. Es war im Kriegssommer 1940. In Stans fand ein Truppenaufmarsch statt. Voran ritt auf einem Schimmel der Feldprediger Josef Vital Kopp. Der Luzerner Theologe war ein brillanter Altphilologe und Romanschriftsteller. Aber auch ein wortgewandter Prediger und gewiefter Unterhalter. Als Annemarie von Matt den Mann, den sie bisher «nur in schwarzer Würde und Reserve, dick verpackt» gekannt hatte, in der schillernden Uniform sah, war es um sie geschehen. Sie konnte und wollte «dem hübschen Mann mit den vielen Sternen um den schön frisierten Kopf» nicht widerstehen.

Auf der andern Seite war Josef Vital Kopp einer, dem die Frauen trotz Zölibat keineswegs gleichgültig waren. Schon lange hatte er die Bilder, Zeichnungen und Plastiken der Künstlerin, die mit einem seiner Freunde verheiratet war, bewundert. Nun, da ihm die ungewöhnlich reizvolle Annemarie in Briefen ihre stürmische Liebe eingestand, faszinierten ihn ihre verwegenen Sprachkapriolen. Es kam zu intimen Begegnungen, welche im Nachhinein beiden mehr Kummer als Genugtuung bescherten.»

Warum Johanna ihren Sprachaufenthalt nicht wie die meisten anderen in Australien, Neuseeland oder Amerika verbringen wollte, warum es ausgerechnet Norwegen sein musste, vermochte sie selber nicht so genau zu begründen. Wenn man sie fragte, sagte sie nur, sie fälle derartige Entscheide aus dem Bauch heraus. In Wirklichkeit aber war es die unbestimmte Sehnsucht nach einer Weite, in der Einsamkeit fast schon natürlich wirkte, die sie in den Norden trieb. Im Buch hatte sie auch packende Bilder einer Rentierherde gesehen und von der norwegischen Volksseele gelesen. In der Tiefe dieser Folkesjelen, hiess es, gebe es Grundzüge, die für alle Norweger gleich seien. Liebe zu sich selbst, Liebe zur Natur, Liebe zum Mitmenschen. Und vor allem Liebe zur Heimat. Ja, vi elsker dette landet, sangen die Norweger in ihrer Nationalhymne. «Ja, wir lieben dieses Land.» Im

Kreise solcher Menschen, stellte sich Johanna vor, würde sie sich wohlfühlen.

*

Als Johanna in Oslo ankam, wurde es am Tag schon nicht mehr richtig hell. Ihre Gasteltern hatte zwei Kinder: Kaja war in ihrem Alter und ging ins Gymnasium. Aksel war zwei Jahre älter als sie. Er studierte an der Universität in Oslo Biologie. Johanna staunte, wie leicht es ihr fiel, sich in ihrer neuen Familie einzuleben. Vieles, was sie zuhause zusehends mühsamer und schwieriger empfunden hatte, war hier selbstverständlich. Wenn Johanna sich in der neuen Welt nicht gleich zurecht fand, wenn sie in der Stadt das Museum des Künstlers Edvard Munch suchte oder nach dem Haus fragte, in dem Prinz Haakon und Prinzessin Mette-Marit wohnten, waren Kaja und Aksel behilflich. Vor allem Aksel musste sie gar nicht erst fragen. Oft brachte er Bücher mit, die ihre unausgesprochenen Fragen beantworteten. Bisweilen fragte sich Johanna, ob wohl Aksel ihre Gedanken lesen könne. Ja, sie fühlte sich in dieser Familie behütet ... und trotzdem frei. Vielleicht war es, weil die Menschen in diesem Land kaum Standesdünkel kannten. Aksel hatte Johanna erzählt, dass man selbst Prinz Haakon in der Strassenbahn begegnen oder Mette-Marit mit den Kindern auf der Karl Johans gate spazieren sehen konnte.

Die Gasteltern stellten nun oft zehn und mehr Lichtquellen an die Fenster. Sie wollten gegen die Dunkelheit ankämpfen, beteuerten sie. Das Nachtschwarz aufbrechen. Johanna staunte, wie gut sie die lange Dunkelzeit ertrug. Mit der Zeit begann sie diese Nächte, die nicht aufhören wollten, sogar gern zu haben.

Die Wohnung ihrer Gastfamilie befand sich im Norden der Stadt. In der Nähe gab es, inmitten von Wäldern, einen kleinen See. Den Sognsvann. Wenn die Mondnächte sternklar waren, holten Kaja und Aksel manchmal die Langlaufskier

hervor. Auch für Johanna standen welche bereit. Auf schmalen Brettern glitten sie dem Ufer entlang. Schnee und Eis auf dem See wirkten wie eine zusätzliche Lichtquelle. Es entstand ein phantastisches, unwirkliches Zwielflicht. Bisweilen legten sie einen Halt ein. Dann standen sie nahe beieinander und betrachteten das Naturschauspiel. Ihr hastiger, dampfender Atem verlor sich in der kalten Luft. Ab und zu machte Aksel Johanna auf etwas aufmerksam, was sie nicht bemerkte. Dann legte er den einen Arm um ihre Schultern und zeigte mit dem andern in die Ferne. Auf ein flüchtiges Tier etwa. Oder einen auffliegenden Vogel.

Johanna schrieb lange Briefe nach Nidwalden. Die Eltern am Ännerberg konnten es kaum fassen: Ihre sonst eher bedächtige Tochter kam richtig ins Schwärmen.

«Dort oben ist Johanna glücklich», sagte die Mutter. Der Vater nickte.

Johanna ziehen zu lassen, an ihrer Stelle Dagmar, ein Mädchen aus Norwegen, am Tisch zu haben, war den Eltern schwer gefallen. Sie hatten Johanna nicht enttäuschen wollen, hatten Ja gesagt und viele Formulare unterschrieben. Am Anfang konnte sich der Vater mit der neuen Tochter nur mit Handzeichen verständigen. Der Mutter fiel es leichter. Sie hatte früher auf der Post gearbeitet. Sie sprach ein wenig Englisch.

«Wenn wir Dagmar gut zuhören, lernen wir das Land kennen, wo Johanna jetzt ist», sagte die Mutter.

Monate waren vergangen. Auch in Norwegen wurden die Tage nun wieder länger. Die eisige Kälte wich, der Frühling kündete sich an, in den Wäldern spross das erste Grün. Und bald schon kamen die hellen Sommernächte. «Es ist, als wären Dunkelheit und Kälte auch von den Herzen der Menschen gewichen», schrieb Johanna in einem Brief. Sie erlebe nun tagtäglich fröhliche und gastfreundliche Norweger. Ein ganzes Volk könne von der Sonne, die sich so lange verborgen gehalten habe, nicht genug bekommen. Mit

Kaja und Aksel würde sie nun in hellen Nächten oft stundenlang im Freien sitzen, Kaffee trinken und diskutieren.

Johanna hatte Aksel vom ersten Tag an gut gemocht. Er kochte gerne und sie half ihm dabei. In der ersten Zeit standen sie oft minutenlang schweigsam nebeneinander in der Küche. Man hörte das Brodeln in den Töpfen. Meist war es dann Johanna, die zuerst etwas sagte. Ganz anders als zuhause.

Einmal zeigte sie Aksel, wie man in Nidwalden Makkaroni mit Kartoffeln, Käse und viel Zwiebeln zubereitet. Aksel revanchierte sich. Er kochte Lutefisk. Mit Stockfisch, ausgelassenem Speck, Erbsenpüree und Kartoffeln. Sie unterhielten sich auf Englisch. So gut es eben ging. Manchmal brachte ihr Aksel norwegische Wörter und Sätze bei. Johanna lehrte ihn Chuchichäschtli sagen. Sie lachten viel. Erst später wurde Johanna bewusst, dass Aksel sie nochmals sprechen gelehrt hatte. Nicht mit vielen Worten. Mehr, indem er ihr gerne und geduldig zuhörte. Wenn Johanna mitunter den Farbkasten hervornahm, mit dem Pinsel die eindrücklichen Stimmungen am Sognsvann festzuhalten versuchte, schaute ihr Aksel oft lange und schweigsam zu.

Am Mittsommerfest begaben sich in Norwegen die meisten Städter aufs Land. Überall herrschte jetzt Fröhlichkeit. Alkohol, obwohl sehr kostspielig, floss mehr als zu jeder andern Zeit. Johanna stellte mit Wehmut fest, dass ihr Aufenthalt bald zu Ende ging. Noch einmal wollte sie mit ihren norwegischen Freunden die Natur erleben. Aksel hatte übers Wochenende das Auto der Eltern. Sie beschlossen eine mehrtägige Wanderung in die Hardangervidda zu machen. Aksel kannte sich im Nationalpark aus. Auch Kaja und ihr Freund Björn kamen mit.

An jenem Tag fuhren sie frühmorgens über die Gebirgsstrasse von Kongsberg nach Geilo. Mitten auf dem Hochplateau stellten sie das Auto ab und nahmen einen Fusspfad. Auch im Mittsommer gab es in der Vidda noch ausgedehnte

Schneefelder, Bäume wuchsen hier nicht mehr, dafür Zwergbirken und winterharte Sträucher. Im Lichtspiel der schnell wechselnden Wetterstim- mungen veränderte sich die Landschaft von Augenblick zu Augenblick. Für Minuten tauchte die Sonne die furchig verwitterten Felsen, die aufblühenden Moorböden und die vielen kleinen Seen in gleissendes Licht. Johanna staunte, wie intens- iv hier das Grün der Moose und der Sumpfräser, das Violett der Polsterpflanzen, das Blau des Was- sers aufleuchten konnten. Dann, ganz plötzlich, legten sich Wolkenschatten auf die Landschaft. Die Farben erloschen und das Herz wurde Johan- na schwer. Sie dachte daran, dass sie Norwegen schon bald verlassen würde. Auch Aksel. In sei- ner Gegenwart hatte sie sich stets sicher gefühlt. «Wir verstehen uns eben wie Gastgeschwister oder Kollegen sich verstehen sollten», redete sich Johanna ein.

Aksel schritt kräftig aus. So kräftig, dass Björn und Kaja bald einmal zurückblieben. Johanna stapfte tapfer hinter ihm her. Als sie Aksel so vor sich sah, mit dem Tramper am Rücken, fiel ihr auf, wie grossgewachsen, sehnig und sportlich er war. Und plötzlich wurde ihr bewusst, dass sie ihn als Mann bisher gar nie so richtig wahrgenommen hatte.

Aksel hatte den Schlüssel zu einer Blockhütte besorgt. Dort wollten sie Suppe und Tee kochen, etwas essen und später die Nacht zubringen. Für Björn und Kaja war selbstverständlich, dass sie den Schlafraum für sich hatten. Sie waren seit langem ein Paar. Als sie sich zurückzogen, sassen sich Aksel und Johanna am Tisch gegenüber.

«Die Nächte werden hier kalt», sagte Aksel und zog eine Flasche aus dem Rucksack.

«Akvavit! Das wärmt», sagte er.

Johanna kostete vom klaren, goldgelben «Saft». Er roch nach Kümmel und rann wohligh warm die Kehle hinunter.

Später machte Aksel seinen Schlafsack zurecht und Johanna legte den ihren daneben. Sie staunte, wie selbstverständlich sie es fand. Aksel

blies die Kerze aus. Es war still. So still, dass Jo- hanna jedes Knarren oder Knacken in den Bal- ken als Lärm empfand.

Nach einer Weile fragte Aksel, ob Johanna noch friere. Sie sagte ja und kroch neben ihn. Ihre Ge- sichter kamen sich jetzt ganz nahe.

«Dein Haar riecht gut», sagte Aksel und zog sie sachte zu sich.

Viel später – die beiden lagen sich noch immer in den Armen – fragte Aksel, ob Johanna einen Freund habe.

«Wir sind zusammen aufgewachsen», wich Johan- na aus.

«Liebst du ihn?», wollte Aksel wissen.

«Er liebt mich wohl noch!», erwiderte Johanna mit wenig Überzeugung.

Erst am andern Morgen, als Johanna neben Aksel aufwachte und sich besann, wurde ihr klar, was mit ihnen geschehen war. Ja, sie hatten sich ver- liebt! Nach und nach, ohne dass sie je über ihre Gefühle geredet hätten. Nun aber war die Liebe aufgeblüht. Ganz unverhofft. Heftig. Und doch so selbstverständlich. Eine solche Liebe, sagte sich Johanna, kann mich glücklich oder unglücklich machen.

Wie sie all das bedachte, wurde in ihr die Erin- nerung an die stürmisch verliebte Annemarie von Matt wach. In letzter Zeit hatte Johanna nicht mehr so oft an die Künstlerin gedacht. Doch nun war es einmal mehr diese faszinierende Frau, die Johanna mit einer ihrer Zettelnotizen klar machte, in welcher Lage sie sich befand:

***Ist ein gefährliches Spiel, mit Gefühlen
sachlich umgehen zu wollen.***

*

Seit Johanna aus Norwegen nach Nidwalden zu- rückgekehrt ist, ist ein halbes Jahr vergangen. Et- was hatte sich verändert. Zwar war Johanna kaum weniger scheu oder gar redseliger geworden. Aber wenn es galt, Entscheide zu treffen, fühlte

sie sich sicherer. Wie alle, die ein Auslandjahr absolvieren, machte Johanna in der fünften Klasse weiter. Das ist das Schuljahr, in dem die Maturaarbeit geschrieben wird. Johanna stellte fest, dass es ihr nach den Erlebnissen in Norwegen besser gelang, in die Welt der Künstlerin vorzudringen. Sich in sie hineinzudenken, ihre genialen Werke und tief sinnigen Worte zu verstehen. Johanna war reifer geworden.

Mit der Maturaarbeit begann Johanna frühzeitig. Zuerst nahm sie das gestalterische Produkt in Angriff. Sie kopierte das Wandbild der Künstlerin. Später ergänzte sie es, setzte Motive und Figuren aus ihrem bäuerlichen Alltag auf dem Ännerberg



dazu. Sie skizzierte und malte und entwickelte dabei mehr und mehr einen eigenen Stil. Ihre Lehrer lobten sie dafür. Mitschüler schauten ihr nun bei der Arbeit ab und zu über die Schultern. Einige hielten mit Bewunderung nicht zurück.

Für den Theorieteil ihrer Maturaarbeit bat Johanna Nidwaldner Künstlerinnen und Künstler, sie möchten Werke von Annemarie von Matt aus ihrer heutigen Sicht kommentieren. Auch sprach sie mit vielen Leuten in Nidwalden, welche die Frau selber noch gekannt hatten. Johanna kam der seltsamen Stanser Künstlerin näher und näher. Zeitweise gefährlich nahe. Vor allem jene Passage, welche die unglückliche Liebe zwischen Annemarie von Matt und dem Priester Vital Kopp schilderte, las Johanna immer wieder von neuem. Der Theologe Josef Vital Kopp erschrak ob der stürmischen Leidenschaft Annemarie von Matts. Er mahnte zur Vorsicht. «Im Übrigen wird Trennung unser tägliches Brot sein», schrieb er ihr. «Das ist schwer, wird uns aber glücklich machen.» Solche Gebote einzuhalten war allerdings das letzte, was Annemarie im Sinne hatte. Als sich ihr Geliebter spürbar zurückzog, Abstand wahren wollte, setzte sie sich über Wochen und Nächte hinweg an ihren Schreibtisch. Schrieb Blatt um Blatt. Ihre ganze Sinnlichkeit und Leidenschaft brach in Worten und Sätzen aus, dabei sprengte ihre kreative Sprache alle damals gängigen Regeln.

Auch Johanna schrieb. Seite um Seite, die Maturaarbeit über eine sinnlich leidenschaftliche Annemarie von Matt. Und sie staunte. Immer besser gelang es ihr, die Frau, welche sie so faszinierte, aus sicherer Distanz zu betrachten. Während Johanna beim Malen ihre Gefühle stärker zum Ausdruck brachte, blieb sie in den Texten erstaunlich nüchtern und sachlich.

*

Am Freitag vor Weihnachten war es dann so weit. Im Kollegium St. Fidelis fanden die Präsentationen der Maturaarbeiten statt. Schüler besuchten

einander gegenseitig. Gymnasiastinnen fielen sich nach den Darbietungen in die Arme. Tränen flossen oft ungehemmt. Zwischendurch trank man Kaffee. In der Mensa. Das war ein freundlich heller Raum mit modernem Design. Schlanke graue Säulen trugen die Decke, das raumlange Buffet war in einem warmen Rot gehalten. Dort standen stets Snacks und Süssigkeiten bereit.

Ganz hinten, vor der blauen Pinnwand, hatten einige Schüler Platz genommen.

«Ich will ihr gratulieren ... da weicht sie mir einfach aus», sagte Lisa gerade. Ihrer Stimme war die Enttäuschung anzuhören.

«War allein deine Scheissidee, zu ihrer Präsentation zu gehen», schmolte Sina.

Pit schüttete zwei Päckchen Zucker in seinen Espresso.

«Hat sich aber gelohnt», warf er ein. «Was Johanna in ihrer Maturaarbeit über diese komische Frau herausgefunden hat, ist schon krass!» Er nahm einen Schluck aus dem Tässchen. Dann setzte er, wie beiläufig, aber eben doch mit gewichtiger Stimme hinzu:

«Um beim Thema zu bleiben: In diesem verrückten Haus redet ja jetzt alles von «Maturi et Maturae» ... ich fange bald an zu glauben, dass die wirklich reifer geworden ist ... da weit droben ... im kalten Norwegen!»

Die Pointe sass. Sie lachten. Nur Marco hielt nicht mit.

«Das mit der Reife ist für mich kein Witz», warf er ein. «Habt ihr das Bild mit dem Hund und den Kühen gesehen, das sie gemalt hat? Als Experte würde ich sagen: Das ist grosse Klasse und riecht stark nach einem Sechser.»

«Soll sie ihn doch haben», maulte Sina, «mir ist lieber, wenn ich nach der Maturaarbeit noch normal bin.»

«Das ist ja eben, was ich befürchte», fiel Lisa ein. «Dass Johanna immer mehr so wird wie die Künstlerin, über die sie schreibt. Dass sie sich womöglich noch mehr absondert. Dass ...»

«Kann nicht unser Problem sein!», entschied Pit.



Marco nahm den letzten Schluck. Dann stand er auf. «Es ist bald fünf», sagte er, «gehen wir zu Fabian und seinen Fussballtrainern!»

Nicht ohne Stolz hatte Johanna nach ihrer Präsentation die Anerkennung der Lehrer entgegen genommen. Über Gratulationen von Kolleginnen und Kollegen hatte sie sich gefreut, ohne dass sie dabei überschwänglich geworden wäre. Johanna war nämlich mit ihren Gedanken schon anderswo. Sobald sie nur konnte, verabschiedete sie sich. Sie ging zum Bahnhof, löste ein Billett und stieg in den Zug ein. Als sie so dasass, Nidwalden und dem Pilatus den Rücken zudrehte, stiegen die Bilder des Tages nochmals vor ihr auf: Sie sah sich. Wie sie ihre Präsentation mit einer Zettelnotiz der Künstlerin abgeschlossen hatte. Und sie sah die Zuhörer. Wie sie betroffen gewesen waren. Wie sie dann langsam und zögerlich zu klatschen begonnen hatten. Johanna nahm die Maturaarbeit nochmals zur Hand und blätterte zur Zettelnotiz auf der letzten Seite:

Ich bin mir allein schon zu viel (1959).

Die Frau hat mich nun gut zwei Jahre beschäftigt und begleitet, überlegte Johanna. Ich habe beim Schreiben meiner Arbeit mit ihr gelitten. Ja, mehr noch, erwog Johanna. Annemarie von Matt hat mir in einer schwierigen Zeit ihre Stimme geliehen. Ich habe ihre grosse Welt kennen und immer besser verstehen gelernt. Und dennoch: Ich bin Ich!, diktierte Johanna sich selber. In eine Unterwelt abtauchen, wie die Künstlerin das tat, werde ich nicht. Nein, wirklich nicht! Es war jetzt an der Zeit, einen Schlussstrich zu ziehen.

Johanna betrachtete den Satzsatz nochmals. Dann fing sie an mit den Wörtern zu spielen. Sie veränderte die Reihenfolge, wechselte eines aus. Schliesslich schrieb sie unter den Zettelspruch eine eigene Notiz:

Allein bin ich mir schon zu wenig (2013).

Johanna wusste, dass sie nicht mehr alleine war. In Norwegen hatte sie gefunden, wonach sie sich, ohne es genau zu wissen, während all der Jahre am Gymnasium gesehnt hatte. Aksel. Ihren Aksel! Als Johanna aus Norwegen zurückgekehrt war, hatte sie Robert mit einer anderen Freundin zusammen gefunden. Ihr war dies nur recht. Sie blieb mit ihrer Gastfamilie in Briefkontakt. Mit Aksel aber telefonierte oder simste sie. Und Johanna staunte. Die grosse Distanz, die zwischen ihr und Aksel lag, verstärkte die Gefühle nur noch. Wenn Johanna schrieb, sie habe Heimweh nach Norwegen, schickte Aksel ihr mit dem iPhone Fotos von Fjorden und Fjälls. Manchmal auch Bil-

der von Edvard Munch. Erkundigte er sich nach Johannas Welt, vermittelte sie ihm auf Aquarellen neue Sichten auf den Vierwaldstättersee und den Ännerberg. Mal für Mal. Johanna erkundigte sich nach Aksels Studium in Biologie, und Aksel wollte mehr über ihre Maturaarbeit wissen. Aus der Ferne lernen wir uns erst richtig kennen, stellte Johanna fest.

Johannas Eltern blieb nicht verborgen, wie sehr sich ihre Tochter gewandelt hatte. «Sie ist glücklicher geworden», stellte die Mutter fest. Und der Vater sagte nun immer öfter, er möchte diesen Aksel, von dem Johanna so viel erzähle, endlich einmal kennen lernen.

«Zurich Airport – This ist the final station of this train», sagte eine Lautsprecherstimme. Johanna wachte aus ihren Gedanken auf. Der Zug hielt an. Sie schaute auf die Uhr. Noch eine Stunde! Johanna konnte es kaum erwarten, ihr schönstes Weihnachtsgeschenk abzuholen. Sie wusste: Um 19.15 Uhr würde es soweit sein. Dann würde, hier in Kloten, die SK 841 aus Oslo Gardermoen landen. Sie würde hinter der Glaswand stehen und Aksel von weitem zuwinken. Ihr Glück sollte währen, war sich Johanna sicher. Auch wenn sie beide noch nicht so genau wussten wie.

Romano Cuonz aus Sarnen wurde 2013 für sein reichhaltiges journalistisches und literarisches Schaffen mit dem Obwaldner Kulturpreis ausgezeichnet. Mit seiner neusten Geschichte «Die Matura-Arbeit» gewann er den Literaturwettbewerb, den der Nidwaldner Kalender gemeinsam mit der Gesellschaft Nidwaldner Volksblatt letztes Jahr ausgeschrieben hatte. Der Preis ist mit 1500 Franken dotiert.